



Hassan Bility, 50, ist der Schmerz ins Gesicht geschrieben. Bis heute wird der Journalist bedroht

GESELLSCHAFT

DER GERECHTE

14 Jahre tobte in Liberia ein blutiger Bürgerkrieg. Hassan Bility war eines der Opfer – bis er zum Jäger wurde

„Das hatte seinen Preis“, sagt er und klopft die Asche seiner Zigarette in einen vergilbten Stifthalter. „Es war das siebte Mal, dass ich verhaftet wurde. Aber dieses Mal war anders.“

Es war ein Tag im Juni 2002, brütend schwüle Hitze lag lähmend über der Stadt. Gerade hatte Bility sein Büro im Zentrum Monroviats verlassen, seinen zweijährigen Sohn an der Hand, als bewaffnete Männer auf ihn zustürmten, ihn packten, in ein Auto steckten und davonrasten. „Ich konnte mich gerade noch umdrehen und sehen, wie mein Sohn dort stand. Sie haben ihn einfach stehen lassen. Ein kleines Kind – allein mitten im Bürgerkrieg.“

Noch am selben Abend wird Bility zur Residenz Charles Taylors gefahren. Ruhig habe Taylor gesprochen, erzählt Bility. Aber ihm sei klar gewesen, dass es diesmal um sein Leben ging. Der Diktator wirft ihm Hochverrat vor. Er solle geplant haben, gemeinsam mit US-Geheimagenten die Regierung zu stürzen. „Der reinste Wahnsinn. Ich habe nur meinen Job gemacht.“

Es folgen Monate der Folter. Die Wächter verpassen ihm Stromstöße, schließen seinen Penis an eine Autobatterie an. Bility

ges beschäftigt, der zwischen 1989 und 2003 etwa eine Viertelmillion Menschen das Leben kostete.

Hassan Bility war gerade 20 Jahre alt, als Charles Taylor das Land in der ersten Jahreshälfte 1990 mit einigen Hundert Rebellen im Sturm eroberte und plötzlich vor den Toren der Hauptstadt Monrovia stand. Bilitys Familie gelang im letzten Augenblick die Flucht. Als er selbst folgen wollte, war es zu spät. Er saß fest. Auf sich allein gestellt in einer Stadt, in der Angst, Gewalt und Tod von nun an für Jahre das Leben bestimmen würden. Er schlug sich durch, wurde Taxifahrer und begann, für lokale Zeitungen zu schreiben.

Er schrieb über die Toten, die er in den Straßen sah, über willkürliche Hinrichtungen und Verhaftungen. Als Charles Taylor sich 1997 zum Präsidenten Liberias wählen ließ, war Bility bereits einer der bekanntesten Journalisten des Landes. Und er war nicht bereit zu schweigen.

schreit, wird ohnmächtig, aber ein falsches Geständnis gibt er nicht ab. Sie werfen ihn in die Kloake unter dem Plumpsklo für die Gefangenen. Er bleibt dabei: Er habe nur seine Arbeit als Journalist gemacht.

Menschenrechtsorganisationen aus der ganzen Welt setzen sich für den inhaftierten Journalisten ein, die USA üben Druck aus. Auch in Deutschland werden Unterschriften für Bility gesammelt. In Liberia selbst versammeln sich Menschen vor dem Hauptquartier der Polizei in Monrovia und skandieren: „Freiheit für Bility“.

Nach einem halben Jahr wird er schließlich entlassen und in die USA ausgeflogen. Der Preis ist hoch: Viele, die für seine Freilassung protestiert hatten, sind verhaftet worden. Einfache Menschen ohne mächtige Fürsprecher. Manche von ihnen verschwinden für immer. „Diese Leute sind für meine Freiheit gestorben“, sagt Bility. „Ich schulde ihnen mein Leben.“

Das ist der Grund, warum Bility nach einigen Jahren im US-Exil wieder nach Liberia zurückgekehrt ist, warum er sein Handy nie ausschaltet und warum er seit Jahren keinen Tag Urlaub gemacht hat: Er will die Menschen zur Rechenschaft ziehen, die sein Land in den Bürgerkrieg getrieben haben. Er will dafür sorgen, dass Folter, Vergewaltigung und Massenmord nicht ungestraft bleiben. Aus dem Gejagten wird der Jäger.

Bis jetzt hat Bility bereits sechs mutmaßliche Kriegsverbrecher vor Gericht gebracht. Ihnen werden Folter, Rekrutierung von Kindersoldaten, Verbrechen an der Zivilbevölkerung und systematische Vergewaltigung vorgeworfen. Derzeit laufen noch knapp zehn weitere Operationen. Details will er nicht verraten. Die Zielpersonen wissen nicht, dass derzeit Verfahren gegen sie vorbereitet werden.

Tatsächlich ist die Macht der alten Warlords auch in Friedenszeiten ungebrochen. Einer der Männer, die bei seinem Verhör durch Charles Taylor anwesend waren, trete heute wieder offen als Berater der Regierung auf, sagt Bility. Zwei der Hauptkriegsverbrecher saßen als Abgeordnete im Parlament. Andere haben es in Schlüsselpositionen in der Wirtschaft und bei den Sicherheitsbehörden geschafft. Gemeinsam haben sie bislang die Einrichtung eines Kriegsverbrechergerichts in Liberia verhindert.

So konzentriert sich Bility auf die einzige andere Möglichkeit: die Jagd nach Kriegsverbrechern im Ausland. Manche leben im Exil, andere reisen zu medizinischer Behandlung aus, wieder andere wollen einfach nur Urlaub machen.

Über die Jahre hat Bility ein weites Netzwerk von Informanten aufgebaut, koope-



Charles Taylor mit Anhängern im August 1990. Sieben Jahre später wurde er Präsident



Bility (l.) und seine Mitarbeiter müssen ihr Büro von Videokameras sichern lassen

riert mit Sicherheitsbehörden und Strafverfolgern auf der ganzen Welt. „Wann immer ich erfahre, dass ein mutmaßlicher Kriegsverbrecher sich irgendwo im Ausland aufhält, kontaktiere ich die dortigen Behörden und liefere Beweise.“ Es ist ein kompliziertes Spiel. Jedes Land hat seine eigenen Regeln zum Umgang mit ausländischen Kriegsverbrechern.

Manchmal hat er Erfolg, und manchmal, wie im Fall der Ex-Frau von Charles Taylor, gibt es formale Gründe, warum die Verfahren am Ende doch eingestellt werden. Aber durch solche Misserfolge lässt Bility sich nicht entmutigen. Sie zeigten nur, dass es beispielsweise in Europa eben keine „White Man’s Justice“ gebe, wie Kritiker oft behaupten, erklärt er wenige Tage später in einem Gemeindezentrum in einem Vorort von Monrovia. Knapp 50 Menschen sind gekommen. Die einen wollen wissen, warum es in Liberia noch immer kein Sondergericht für Kriegsverbrechen gibt. Aber da sind auch die anderen: Männer, die Angst haben. Will Bility etwa alle vor Gericht stellen, die am Krieg beteiligt waren?

Nein, erklärt er. „Wenn ihr im Krieg wart und jemanden getötet habt, seid ihr noch lange keine Kriegsverbrecher.“ Das ist die zynische Logik des Krieges: „Wer hundert feindliche Kämpfer umbringt, ist ein Held. Aber wer wehrlose Menschen ermordet, begeht ein Kriegsverbrechen.“

Natürlich weiß Bility, dass unter seinen Zuhörern wohl auch heute Menschen sind,

die an Kriegsverbrechen beteiligt waren. Nach 14 Jahren Bürgerkrieg kann kaum jemand seine Hände in Unschuld waschen. Aber darum geht es nicht. „Die einfachen Menschen haben genug gelitten. Sie haben um ihr Leben gekämpft“, sagt Bility nach der Veranstaltung. „Ich will die Verantwortlichen kriegen. Die Anführer.“

Sein Kampf für Gerechtigkeit ist heute kaum weniger gefährlich als während des Krieges. Immer wieder bekommt er Morddrohungen. Die Europäische Union hat ihm Sicherheitsmaßnahmen rund ums Gelände seines Büros finanziert. Es gibt Stacheldraht und Kameras. Nach der Verhaftung eines mutmaßlichen Kriegsverbrechers in Paris drohten Anrufer mit der Entführung seiner Tochter. Seitdem lässt er seine Kinder schützen. Bility sagt: „Ich will, dass meine Kinder sagen können, unser Vater stand auf der richtigen Seite.“ Tatsächlich hat er wohl mehr für Gerechtigkeit in Liberia getan als jeder andere.

Als der Ex-Diktator Charles Taylor im Frühjahr 2006 im Nachbarland Sierra Leone vor ein Kriegsverbrechergericht gestellt wurde, lieferte Bility Beweise. Das Gleiche, als Taylors Sohn, der während des Krieges eine berüchtigte Spezialeinheit kommandierte, in den USA verhaftet wurde. Beide sitzen heute hinter Gittern.

Später hat Bility einen internationalen Haftbefehl gegen einen Mann erwirkt, der während des Krieges mit Blutdiamanten gehandelt hat. Er hat eine Frau vor Gericht gebracht, die als Feldherrin von Charles Taylor maßgeblich für Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung verantwortlich war, und einen Warlord, der zunächst unerkannt als Flüchtling in die USA gekommen war und dort Asyl erhalten hatte.

Aber Bility will mehr. In seinen Augen sind die bisherigen Verfahren das, was die Nürnberger Prozesse für Deutschland waren: in der Sache richtig, aber fremdbestimmt. Er will eine Aufarbeitung von innen heraus, wie bei den Auschwitz-Prozessen. Er will ein Sondergericht für Kriegsverbrechen in Liberia: „Wir müssen uns unserer Vergangenheit stellen, so wie sich die Deutschen ihrer Vergangenheit gestellt haben.“

„Natürlich werden wir nicht alle kriegen“, sagt er. Vielleicht lässt sich der Kampf für Gerechtigkeit einfach nicht gewinnen. Und kann es für Verbrechen von diesem Ausmaß überhaupt Gerechtigkeit geben? Bility schüttelt den Kopf. „Nein. Aber jahrelang haben wir vor diesen Menschen gezittert. Und jetzt sind sie es, die zittern.“

Benjamin Moscovici